

Unschuldig- Schuldig!

Die katastrophalen Verhältnisse in einem Kriegsgefangenenlager in Fürstenwalde/Spree, dorthin gelangte ich mit tausenden Soldaten nach einem mehrtägigen Fußmarsch, fanden für mich schon im August 1945 ein Ende. Ich konnte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, in die ich noch am 5. Mai 1945 in der Nähe von Magdeburg geraten war, heimkehren. Unvorstellbar dem Chaos, den letzten schweren verlustreichen Kämpfen auf den Seelower Höhen Nähe Berlin, abgesehen von einer relativ kleinen Verwundung, noch lebend davon gekommen zu sein. Vor Moskau lag ich im Januar 1942, bei eisiger Kälte, als Soldat der 18. Panzerdivision und nun hier in Deutschland das bittere Ende. Die frühzeitige Heimkehr hatte ich meinen Kriegsverletzungen zu verdanken. Damit endeten für mich nur kurzzeitig unterbrochen. nahezu 7 ½ Jahre Arbeits- und Militärdienstzeit, und was nun? Im 25 Lebensjahr stand ich jetzt vor einem totalen Neuanfang.

Die Fahrt vom Gefangenenlager in Fürstenwalde über Berlin nach Leisnig war, aufgrund der chaotischen Verhältnisse der teilweise zerstörten Verkehrswege und des enormen Flüchtlingsstromes aus dem Osten, mit vielen Hindernissen verbunden. Fahrpläne der Bahn existierten nicht mehr. Die Bahnhöfe in Berlin in Trümmer. Dennoch schaffte ich es 24 Stunden nach der Entlassung vor der Haustür unserer Wohnung in Leisnig zu stehen. Es war noch früher Morgen und Stille als ich das Haus betrat. Nach Eintritt in die Wohnküche sah ich als Erstes den Stubenwagen mit dem in meiner Abwesenheit geborenen Sohn Klaus –sein Name war mir noch unbekannt- stehen. Erst nach meinem Ruf erschien meine Traudel aus dem Schlafzimmer und stürmte freudig auf mich zu. Seit Monaten hatte sie kein Lebenszeichen mehr von mir erhalten. Jetzt hatte die Ungewissheit über meinen Verbleib für sie nun endlich ein Ende. Zunächst stand ich abwehrend mit meiner verlausten Uniform vor ihr. Als Erstes runter mit den verlausten Klamotten die wir gleich auf dem Hof verbrannten. Es war schon ein komisches Gefühl so Abschied nehmen zu müssen von einem Abschnitt meines Lebens. Er geprägt war von militärischen Drill, Kriegseinsätzen, Freud aber auch Schmerz und Leid durch den Tod vieler guter Kameraden. Und wie ich erst im Nachhinein erfuhr war ich der Einzige von neun jungen Männern aus dem erweiterten Familienkreis der den Krieg überlebt hatte. Unter ihnen auch mein älterer Bruder der im Februar 1945. also kurz vor Kriegsende, bei den

Kämpfen in der Eifel, sein Leben im Alter von nur 27 Jahren verlor. Auch wusste ich nicht ob und wie meine Eltern in Glauchau den Krieg überstanden hatten. Zuletzt hatte ich sie während eines Urlaubs 1939 gesehen. Nachdem die Post- und Telefonverbindung noch nicht funktionierte fuhr ich schließlich nach Glauchau um mich vor Ort kundig zu machen. Als ich das Haus dort betrat erschien an der Wohnungstür eine Frau in sowjetischer Uniform. Auf meine Frage nach meinen Eltern erhielt ich keine verständliche Antwort und verließ das Haus. Was tun? Ich ging ins Nachbarhaus und erfuhr das meine Mutter, die zur Zeit in der Stadt war, hier eine Unterkunft bekommen hatte. Als sie zurückkam war sie erstaunt mich hier anzutreffen. Seit der Geburt unseres Sohn Dieter bestand zwischen uns keine Verbindung. Jedenfalls mussten die Eltern ohne jeglichen Hausrat mitnehmen zu können die Wohnung Offizieren der Sowjets zur Verfügung stellen. Mutter sagte mir auch dass der Vater zwar aus dem Krieg heimgekehrt war aber vor einigen Tagen von dem NKWD der Sowjets verhaftet worden sei und sich hier im Gefängnis befindet. Für meinen Vater dem eine sowjetische Kriegsgefangenschaft erspart geblieben war das ein schwerer Schicksalsschlag. Das Ende seiner 36 jährigen Militärdienstzeit hatte er sich sicher einmal anders vorgestellt. Seine Karriere vom Arbeiter zum höheren Offizier aufgestiegen zu sein wurde ihm nun zum Verhängnis. Mutter bat mich noch mit ihr zu dem in der Nähe befindlichen Gefängnis zu gehen wo sie ihn oft hinter dem Zellenfenster sehen und zuwinken konnte. So sollte Vater evtl. erkennen dass ich auch das Kriegsende überlebt hatte. Danach fuhr ich wieder heim und späterhin schrieb mir Mutter Vater sei in das Lager Mühlberg –ein sowjetisches Internierungslager- verbracht worden.

Wir waren nun eine Familie und damit ergab sich für mich mir irgend eine Arbeit zu suchen um Geld, das kaum vorhanden, war zu verdienen. Lebensmittel gab es ja sehr wenig auf Lebensmittelkarten. Aber auch dazu war Geld erforderlich. Eine Anstellung bei der Stadtverwaltung bei der ich während des Krieges als Verwundeter mal kurzfristig beschäftigt war, hatte ich keine Chancen. Mein Jahrgang musste sich erst einer Entnazifizierungskommission stellen um abzuklären ob man sich irgendwelcher Kriegsverbrechen schuldig gemacht habe. Also warten und anderweitige Beschäftigung suchen. Es wurden Arbeiter für Obstpflücken in einer Plantage gesucht. Stundenlohn, soweit ich mich entsinne, 60 Pfennige! Aber man bekam auch abends noch einen Korb Äpfel .Danach hatte ich noch eine Beschäftigung bei einem Elektromeister als Hilfsarbeiter. Es war nur eine kurzfristige Arbeit. Meine Kriegsverletzung verschlechterte sich.

Eine Operation in dem behelfsmäßigen Krankenhaus Leisnig war erforderlich. Es erfolgte eine Knochentransplantation, Knochenspanentnahme aus dem li. Schienbein als Ersatz für den total zertrümmerten Ellenknochen re. Einige Wochen vergingen bis ich wieder einigermaßen hergestellt war. Danach dann die Vorladung zu der vorerwähnten Kommission die mich dann nach eingehender Anhörung als Entlastet einstuft. Damit nun auch die Möglichkeit einer Einstellung bei der Stadtverwaltung am 1 November 1946 mit einem festem Gehalt von monatlich 185,00 Mark. Die alte Geldwährung hatte weiterhin ihre Gültigkeit aber an Wert beträchtlich verloren. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug noch 48 Stunden. Die Freizeit war ausgefüllt mit der Beschaffung von zusätzlichen Lebensmitteln, Ährenlesen, Kartoffeln stoppeln, Zuckerrüben organisieren, usw. Die auf Lebensmittelkarten erhältlichen Nahrungsmittel reichten kaum aus um alle hungrigen Mäuler zu stopfen. Auf dem freien Markt käufliche Grundnahrungsmittel waren sehr teuer so z.Bsp. 250gr Butter 70 Mark.

Leisnig war nun Garnisonsstadt der sowjetischen Armee und damit verbunden auch viele Unannehmlichkeiten und Einschränkungen für die Bevölkerung. Dennoch ging das Leben für uns weiter. Wir waren eine glückliche Familie bis zum 13 April 1948. An diesem Tag änderte sich unser Leben schicksalhaft für eine lange Zeit.

Als ich nach dem Mittagessen zurück an meinen Arbeitsplatz kam bekam ich den Auftrag mich mit noch anderen Kollegen in die Gaststätte Stadt Chemnitz zu einer Besprechung zu begeben. Es war übrigens ein herrlicher Frühlingstag. Während unserer Gespräche wurde ich von einem mir bekannten Polizisten gebeten vor die Tür zu kommen weil mich dort jemand sprechen möchte. Völlig ahnungslos folgte ich dieser Bitte. Mich erwartete ein mir unbekannter Zivilist und nach seinen ersten Worten erkannte ich dass es sich um einen Russen handelte. Er forderte mich auf zur Klärung einiger Fragen mitzukommen. Ich folgte ihm in eine Nebenstraße. Dort erwartete mich ein neben einem PKW stehender sowjetischer Offizier. Mit einem unsanften Schlag wurde ich in das Auto hineingeschoben worin sich ein weiterer Offizier befand. So saß ich eingeeengt zwischen zwei Offizieren und die Fahrt ins Ungewisse begann. Ich wurde, indem man mir noch einen Pistolenlauf in die Hüfte drückte, aufgefordert mich ruhig zu verhalten. Das war mir alles völlig unverständlich und ich war mir keiner Schuld bewusst und es konnte sich meines Erachtens nur um einen Irrtum handeln? An den Verkehrstafeln konnte ich sehen dass die Fahrt Richtung Leipzig ging. Und so war es dann auch

das wir dort in einen Hof fuhren wo ich zum Aussteigen aufgefordert wurde. Zwei mit Maschinenpistolen bewaffneten Soldaten forderten mich auf ihnen in ein Haus zu folgen. Sie betraten dann mit mir einem mit Schreibtisch und einigen Stühlen ausgestattet Raum. Natürlich durfte an der Wand des Zimmer nicht ein großes Bild Stalins fehlen. Auf einem der Stühle musste ich dann Platz nehmen. Kurz darauf erschien dann einer der beiden Offiziere und der Zivilist meine Begleiter auf der Fahrt nach Leipzig . Der recht brutal auf mich wirkende und korpulente Offizier begann dann zunächst in noch einigermaßen ruhigen Ton mich nach meinen Personalien, nach meinen Kriegseinsätzen als Soldat in der Sowjetunion sowie meinem letzten militärischen Dienstgrad bei der Wehrmacht zu befragen. Der Zivilist war wie sich herausstellte als Dolmetscher tätig. In barschem Ton wurde ich aufgefordert meine sämtlichen Taschen zu leeren und deren Inhalt auf den Tisch zu legen. Der Dolmetscher untersuchte und begutachtete all die Papiere und Fotos und machte verschiedene Bemerkungen darüber gegenüber dem Offizier. Aus der Briefftasche zog er dann ua.einen mir erst kürzlich zugegangenen anonymen Brief hervor. Dabei handelte sich um einen sogenannten „ Kettenbrief der „Odessa“ (Organisation der ehemaligen Waffen- SS). Mir war eine solche Organisation bis zum Erhalt dieses Briefes unbekannt. Er enthielt unter anderem die Aufforderung passiven und aktiven Widerstand gegen die Sowjetisierung der Ostzone zu leisten und weitere Gesinnungsfreunde dazu aufzurufen. Als der Dolmetscher, er sprach sehr mangelhaftes deutsch, den Briefftext den Vernehmungsoffizier übersetzt hatte war es um mich geschehen. Die zunächst noch in manierlichen Ton geführte Vernehmung schlug nunmehr in einen recht rüden Ton um. Er forderte mich auf auf der Rückseite des ominösen Schreiben zu bestätigen das es mir gehört. Die weiteren Fragen bezogen sich auf die Bekanntgabe weiterer Mitglieder sowie Führer der genannten Organisation. Doch hierzu konnte ich wahrhaftig keinerlei Aussagen machen da mir der besagte Brief anonym mit der Post zugestellt wurde. Während ich die Hände auf dem Schoß liegend aufrecht dasaß, von meiner Unschuld überzeugt war und versuchte dies glaubhaft zu versichern kreiste der Vernehmungsoffizier fluchend um mich herum. Weil ihm meine Antworten auf seine unrealistischen und unverständlichen Fragen nicht passten schlug er mir plötzlich mit Handkantenschlägen ins Genick und in den Kehlkopf. Als ich dabei vom Stuhl stürzte schlug dann auch der Dolmetscher wahllos auf mich ein. Mit ihren Stiefeln traten sie mir wiederholt in die Nieren und Rippen. Es war eine recht schmerzhafte Angelegenheit die sich über mehr als eine Stunde hinzog. Noch

hatte ich meine Armbanduhr. Immer dieselben Fragen und immer erneutes Schlagen. Was dabei in mir vorging ist schwer zu beschreiben. Ich war völlig fassungslos. Nachdem für den Vernehmungsoffizier kein befriedigendes Ergebnis erzielt war brach er endlich die Vernehmung ab. Zwei herbeigerufenen Soldaten erfassten mich, führten mich ab und sperrten mich in einen winzigen, dunklen Kellerraum des Hauses. Finsternis und Enge bedrückten mich. Nichts war zu erkennen nichts zu hören. Hier war ich nun und zermarterte mir den Kopf über das weitere Geschehen. Daheim, so dachte ich, wartete sicher schon längst meine liebe Frau vergeblich auf meine Rückkehr von der Arbeit. Ob sie erfahren hat was mit mir passiert war? So verging Stunde um Stunde ohne dass etwas geschah. Durch die Tür hörte ich plötzlich die Unterhaltung der Posten. Ansonsten herrschte Totenstille. Wo befand ich mich eigentlich?

Gegen Mitternacht rasselte der Schlüssel in der Zellentür. Wieder standen zwei bewaffneten Soldaten vor mir und forderten mich auf ihnen zu folgen. Der Weg führte hinaus auf den grell erleuchteten Hof. Dort stand ein zu einem Gefangenentransportwagen umgebauter LKW. Darin wurde ich jetzt mit weiteren Häftlingen verfrachtet. Die kurze Fahrt endete in der Molktestrassen im Gefängnis des früheren Reichgerichtes, wie ich später erfuhr. Nach der Ankunft begann wieder das obligatorische Filzen. Dabei wurde mir auch noch die Uhr, die mir bis dahin geblieben war, abgenommen. Außerdem wurden mir sämtliche Knöpfe an der Jacke und Hose abgerissen und die Schuhbänder entfernt als Vorbeugung eines Fluchtversuches, Ein nach dieser Prozedur herbeigerufener Soldat führte mich dann in den Zellenbau des Gefängnis und sperrte mich in eine kahle kalte leere Zelle. Nur ein Stück Matratze lag am Boden. Eiseskälte strömte zu dem unverglasten, vergitterten Fenster herein. Um mich etwas zu erwärmen, ich war ja auf Grund des schönen Wetters an diesem Tag nur leicht bekleidet, machte ich einige Freiübungen. Das missfiel dem mich durch den Türspion beobachteten Posten. Im Handumdrehen hatte er die Zellentür entriegelt und aufgeschlossen und stand mit drohender Gebärde vor mir. Er deutete mir an mich ruhig zu verhalten, mich hinzulegen und zu schlafen. Meine Bitte um eine Decke und Löschen der Zellenbeleuchtung konnte oder wollte er nicht verstehen. Um aber weiteren Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen kringelte ich mich wie ein Wurm auf dem Stück Matratze zusammen. Der Posten verschwand und verriegelte die Zellentür. An Schlaf war allerdings nicht zu denken zumal es kalt war und das Licht nicht gelöscht wurde. Am nächsten Morgen hörte ich von einer in der Nähe befindlichen

Turmuhre gerade 6:00 Uhr schlagen. Schließen der Zellentüren und andere Geräusche wurden hörbar. Die Schließgeräusche kamen immer näher und bald wurde auch meine Tür geöffnet. Hereingereicht wurden mir ca. 200 gr. trockenes Brot und eine Blechschüssel mit einem heißen kaffeeähnlichen Getränk. Das war alles. Zum Glück war die Zelle wenigstens mit einer funktionierenden Wasserspültoilette aber keinem Waschbecken ausgestattet. Waschwasser und Toilettenpapier Fehlanzeige. Nach Verzehren dieser winzigen Mahlzeit inspizierte ich nun bei Tageslicht die verschmutzte Zelle. An den Wänden hatten sich bereits einige Vorinsassen mit Namen und Anschrift verewigt. Auch hörte ich Klopfgeräusche deren Bedeutung ich damals noch nicht verstand. Jedenfalls wurde mir bewusst, dass hier viele Männer, ja sogar Frauen, wie an den Stimmen hörbar, inhaftiert waren.

Müde und abgespannt hockte ich mich in eine Ecke der Zelle. Doch kaum hatte ich mich niedergelassen, wurde die Zellentür entriegelt und aufgeschlossen. Es wurde mir untersagt mich zu setzen. Das war mir völlig unverständlich. Doch mangels Verständigung musste ich mich mit all den mir gemachten Andeutungen abfinden. Stunden der Einsamkeit vergingen bis das sogenannte Mittagessen, eine undefinierbare Wassersuppe, verabreicht wurde. Das Gleiche wiederholte sich am Abend. Mehr als 24 Stunden befand ich mich nun schon in den Händen der Sowjets. Und Daheim wird man sich über meinen Verbleib den Kopf zerbrechen. Wie lange noch für sie und mich diese Ungewissheit?

Es dürfte nach Mitternacht gewesen sein als ich den mir inzwischen bekannten Offizier und dessen Dolmetscher zur erneuten Vernehmung zugeführt wurde. Wieder die gleichen sich wiederholenden Fragen und immer wieder schlugen beide dabei auf mich wahllos ein. Über 14 Tage setzten sich die für mich zermürenden Vernehmungen in gleicher Art und Weise fort. Bald war ich am Ende meiner Kräfte. Mehrere Blutergüsse hatte ich bereits am Körper und wusste kaum noch wie ich mich nachts legen sollte. Unverhofft bin ich nach dieser Zeit einmal tagsüber zur Vernehmung geholt worden. Nach kurzem ergebnislosen Verhör gab mir der Dolmetscher Bleistift und Papier in die Hand. Er forderte mich auf, ihm in einen Nebenraum zu folgen. Hier sollte ich dann alle mir bekannten Personen, mit denen ich in letzter Zeit Kontakt gehabt hätte, schriftlich niederzulegen. Auch ein schriftliches Geständnis sollte ich ablegen und mich endlich zu der illegalen Organisation und als deren Mitglied bekennen. In einer Stunde so sagte er mir, käme er zurück und wenn ich bis dahin nicht die erforderlichen Angaben gemacht

hätte, würde mit mir fürchterliches geschehen. Was sollte ich denn nun zu Papier bringen, war für mich die bange Frage. Dabei fielen mir nur die Namen verschiedener mir bekannter Kommunisten, loyaler Angestellten der Stadtverwaltung sowie einiger Polizisten ein. Diese Leute könnten doch nichts Nachteiliges über mich aussagen. Und ein Geständnis? Das war mir völlig unmöglich, war ich mir doch absolut keiner Schuld bewusst. Ich schrieb nur einen kurzen Lebenslauf und nannte die Namen einiger Kollegen aus dem Leisniger Rathaus. Als die mir vorgegebene Zeit abgelaufen war, wurde ich vom Dolmetscher erneut zu dem Vernehmungsoffizier gebracht. Der Dolmetscher übersetzte meinen Aufschrieb aber aus dem Minenspiel meiner beiden Peiniger erkannte ich dass sie sich keinesfalls mit meinen Angaben begnügten. Wie ein wildes stürzte sich der Offizier auf mich und schlug erneut wahllos auf mich ein. Nachdem er sich abregiert und mich noch mit seiner Pistole bedroht hatte ließ er mich wieder von einem Posten abholen. Er gab ihm für mich unverständliche Anweisungen. Was diese beinhalteten erfuhr ich umgehend. Statt in meine Zelle brachte mich der Posten in den Keller des Zellenhauses. Dort sperrte er mich in ein Verlies dass mehr einem Käfig ähnelte. Doppeltüren, kein Fenster, keine Matratze, keine Toilette nur ein verrotteter alter Kübel zur Verrichtung der Notdurft. Mir wurde klar dass ich aus diesem Verlies nicht eher herauskäme bevor ich ein Geständnis abgelegt hätte. Die ohnehin völlig unzureichend Verpflegung wurde nochmals gekürzt und jeden zweiten Tag ein winziges Stückchen Brot. Nach sechs Tagen wurde ich halb erfroren und deprimiert aus dem Verlies herausgeholt, erneut ergebnislose Vernehmungen. Ich war nicht bereit, die Anschuldigungen einer illegalen Organisation anzugehören, zuzugeben und in russischer Sprache vorgefertigte Protokolle zu unterschreiben.. Vielleicht hatte der Vernehmer erkannt, dass nicht das aus mir herauszuholen war, was er erwartet hatte. Er rief den Posten der mich dann in eine andere Zelle im Zellenbau brachte. In ihr befanden sich schon zwei Häftlinge. Ein Häftling war bereits 76 Jahre alt. Er stammte aus Westdeutschland und wurde anlässlich eines Messeaufenthaltes in Leipzig wegen angeblicher Spionage für die Amerikaner verhaftet. Wenigstens befand ich mich wieder unter Menschen und konnte mich unterhalten. Die weiteren Verhöre ergaben einen nichtssagenden Verlauf.

In der Nacht vom 7. Zum 8. Mai 1948 herrschte große Unruhe im Zellenhaus. Sogar Hundegebell war zu hören, Zellentüren wurden entriegelt und aufgeschlossen, Namen

aufgerufen. Was hatte dies zu bedeuten fragten wir uns. Sicher nichts Gutes. Plötzlich wurde auch unsere Tür geöffnet. Einer unserer Zelleninsassen musste heraustreten. Durch die geöffnete Tür sahen wir im Zellenbau mehrere Häftlinge sowie Soldaten mit Hunden stehen. Unsere Zellentür wurde geschlossen und wir aufgefordert uns hinzulegen. Vom Hof her hörten wir Motorengeräusche, das deutete auf einen Transport hin. Doch wohin? Zunächst wurde es erst wieder ruhig im Bau, doch wie lange? Erneut der gleiche Lärm. Meine Zellentür wurde aufgerissen, mein weiterer Zellmitbewohner musste raustreten. Diesmal waren auch Frauen im Zellenhaus zu sehen. Was wird nun aus mir? Kurze Zeit später wurde ich herausgerufen und in eine andere Zelle verlegt. In ihr befand sich bereits ein Häftling. Ein Volksdeutscher der früher in der Ukraine beheimatet war und dem, wie er mir sagte, Vaterlandsverrat angelastet wurde. Nur kurz waren wir Zwei zusammen und diesmal musste ich aus der Zelle um mich im Zellenhaus bei den dort wartenden Häftlingen einzureihen. Alle hatten verängstigte Gesichter denn keiner wusste was uns bevorsteht. Unter starker Bewachung wurden wir auf den Hof geführt. Starkes Scheinwerferlicht blendete uns. Einen Gefangenentransportwagen mussten wir nun besteigen. Mir wurde eine der drei Einzelzellen zugewiesen, eine Unterhaltung mit meinen Mithäftlingen, unter denen sich 3 junge Frauen befanden, war nicht möglich. Bald starteten wir. Nach etwa drei Stunden Fahrt erreichten wir ein anderes Gefängnis. Unter den üblichen Sicherheitsvorkehrungen mussten wir das Fahrzeug verlassen.. Bevor wir in die Zellen eingewiesen wurden nochmals eine völlig überflüssige Filzung. Außer dem was wir auf dem Leib hatten besaßen wir doch nichts mehr. Ich bekam wieder eine Einzelzelle (Isolationszelle). Die Ausstattung war mehr als spartanisch, eine verschmutzte Wasserspültoilette und ein kleines Wandregal waren die ganze Ausstattung. Glücklicherweise hatte die Zelle einen Parkettboden, denn eine Matratze oder ähnliches gab es hier nicht. Das Zellfenster war mit einer Blechblende versehen so das kaum Tageslicht in die Zelle kam. Später versuchte ich mit Klopfzeichen, ich hatte inzwischen gelernt wie man sich damit verständigen kann, zu ergründen wo ich mich hier befand. Ich erfuhr dass ich in Dresden, Münchner Platz, einer Untersuchungshaftanstalt des NKWD Sachsen einsaß. Wie ich bald feststellen musste unterschied sich der Tagesablauf hier nicht von dem des Leipziger Gefängnisses. Die Verpflegung soweit man überhaupt davon sprechen konnte war genauso schlecht und so wenig wie in Leipzig. Tagsüber war es relativ ruhig aber abends nach 22 Uhr wenn eigentlich die Nachtruhe angesagt war erfolgten die Abholungen zu Vernehmungen. Die mir bekannten

brutalen Verhöre waren hier nicht anders. Unter Schlägen sollte ich mich, wie bereits in Leipzig, bereit erklären die für mich unleserliche Protokolle zu unterschreiben. Ob der Text, den mir die Dolmetscherin dann auch übersetzte mit dem Original des Protokolls übereinstimmte bezweifelte ich. Nach mehrmaligen nächtlichen Vernehmungen erfolgte meine Verlegung in die Nachbarzelle mit der ich bereits mit Klopfzeichen Verbindung hatte. Zwei Männer im Alter von etwa 50 Jahren, einer davon ein Franzose, sein Name Jean Dubina, er stammte aus Paris, waren nun meine Zellenkameraden. Der Franzose war Eisenbahningenieur, sprach aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit in der Sowjetunion beim Bau der Transib perfekt russisch. Das brachte und kleine Vorteile seitens des Wachpersonales mit dem er sich verständigen konnte.. Jean war der Spionage verdächtigt worden. Er hat mir auch das Schachspielen beigebracht. Übrigens befand sich in der Zelle ein Wandklappbett mit Matratze. Diese benutzten wir im Wechsel. Es war jetzt möglich, welche eine Wonne, sich jeden zweiten Tag in einen Waschraum zu waschen. Meine Leibwäsche, ich hatte diese seit fast 4 Wochen Tag und Nacht auf meinem Körper war infolge der mir ständig bei Vernehmungen verabreichten Schläge mit Blut verunreinigt und stank fürchterlich. Nicht einmal ein Fetzen Papier hatte ich in all den Wochen bekommen um mich nach dem Stuhlgang zu säubern. Um in dieser Hinsicht wenigstens etwas tun zu können hatte ich mir ein Stück Futterstoff aus meinem Jackett herausgerissen, wusch es aus und trocknete es. Bei einem kurzen Blick in einen Spiegelscherben erschrak ich über mein Aussehen. Bei einer der Vernehmungen wurde mir zusätzlich angelastet bei meinem Einsatz als Soldat in der Sowjetunion Sowjetbürger erschossen und Dörfer angezündet zu haben. Erneut wurde ich wieder verlegt, dieses Mal in eine Zelle in der sich schon drei Männer befanden. Da es sich bei diesen Zellen um Einmannzellen handelte war es natürlich ziemlich eng. Für vier Mann bekamen wir das Essen in einer Waschschiüssel, Dazu nur einen Holzlöffel. So waren wir gezwungen nacheinander immer ein paar Löffel voll zu uns zu nehmen. Als wir versehentlich einmal zwei Löffel bekamen gab ich einen davon nicht zurück. Das bemerkte der Posten, der den zweiten Löffel energisch forderte. Als ich ihm diesen zurückgab drohte er mir Strafe an. Diese ließ nicht lange auf sich warten, ich wurde abgeholt und kam in eine Bunkerzelle. Obwohl ich wegen der Hitze an diesem Tag nur mit einer Unterhose bekleidet war verweigerte mir der Posten das Hemd anzuziehen. Es war sehr kalt in der Bunkerzelle in der ich drei Tage und Nächte verbringen musste. An Schlaf war nachts kaum zu denken. So rannte ich in der Zelle auf und ab um mich zu erwärmen.

Unerwartet wurde nachts meine Zelle von einem jungen Posten aufgeschlossen. Ich versuchte ihn zu erklären dass es mir kalt war. Das hat er verstanden und es dauerte nur kurze Zeit und er brachte mir eine Decke und ein Stück Brot. Er gab mir zu verstehen, dass er die Decke am Morgen wieder abholt. Von soviel Menschlichkeit in diesem Gefängnis war ich beeindruckt. Um mich an der Morgensonne zu erwärmen die wegen der Zellenfensterverblendung kaum hereinscheinen konnte versuchte ich die Blende auf die untere Querstrebe des Fenstergitters herabzusetzen. Meine Anstrengung verlief erfolglos. So war also weiterhin Frieren angesagt.

Nach Ablauf der Strafe kam ich zurück in die Zelle und kurz danach wurde ich wie man mir sagte dem Gerichtsoffizier zugeführt. Von ihm bekam ich ein in russischer Sprache gefertigtes Protokoll vorgelegt. Weil ich es aber nicht lesen konnte verweigerte ich meine Unterschrift. Danach hat man mir in groben Zügen den Inhalt des Protokolls in Deutsch vorgelesen. Der Gerichtsoffizier äußerte sich dahingehend dass die Vernehmungen beendet seien. Es ist erwiesen, dass ich gegen den Paragraph 58/10 des sowjetischen Militärstrafgesetzbuches verstoßen hätte. Er sagte mir daraufhin, dass in den nächsten Tagen die Verhandlung meines Falles vor einem sowjetischen Militärtribunal stattfindet. Der Paragraph 58/10, erfuhr ich, beinhaltet antisowjetische Hetze. Dieses Vergehen könne je nach Schwere der Tat bis hin zur Todesstrafe geahndet werden. Für mich, der ich mich völlig unschuldig fühlte, und auf eine baldige Freilassung hoffte war es unfassbar. Danach wieder Verlegung in eine Zelle im 4. Stock des Zellenhauses. Auch diesmal musste ich die Einmannzelle mit 3 weiteren Häftlingen teilen. Ein Kamerad war während des Krieges bei der Waffen-SS gewesen und hatte durch Granatsplitter den rechten Arm und von der linken Hand 2 Finger verloren. Er wurde inhaftiert weil er an der Erschießung sowjetischer Bürger beteiligt gewesen sein soll. Obwohl er zu dem Zeitpunkt als das stattgefunden haben soll sich wegen seiner Kriegsverletzungen in Deutschland im Lazarett befunden hatte.. Ihm drohte die Todesstrafe. Er hatte sich damit abgefunden weil seine Frau und Sohn ohnehin ,im Februar 1945 bei dem Luftangriff auf Dresden umgekommen waren. In den Türspion, das verglaste Guckloch in der Zellentür das außen mit einer Klappe versehen war, hatten die Zellenkameraden mittels eines Stück Stahldraht ein kleines Loch gebohrt. Dadurch war es möglich die Klappe etwas hoch zu drücken und so einen Blick in das Zellenhaus zu bekommen. In der 3. Etage, also eine Etage unter uns, uns gegenüber befanden sich die Zellen mit den zum Tode verurteilten Häftlingen. Einmal

erlebten wir wie in der Nacht Lärm im Bau aufkam und Türen entriegelt und aufgeschlossen wurden. Ein Blick durch die Spionklappe zeigte uns den Grund dafür. Mit nur Hemd und Unterhose bekleidet ohne Schuhe wurden einige Häftlinge von Offizieren aus den Zellen geholt und abgeführt. Kurz darauf hörten wir Motorengeräusch. Es war anzunehmen das diese Häftlinge erschossen wurden weil deren Zellen dann leer blieben. Derartige Geschehen waren für uns recht bedrückend.

Am 14 Juni war es dann so weit. 2 bewaffnete Soldaten holten mich ab zur Verhandlung vor einem sowjetischen Militärtribunal. Es setzte sich aus 2 Offizieren, dem Militärstaatsanwalt einer Dolmetscherin und 2 Beisitzern (gewöhnliche bewaffneten Soldaten) zusammen. Welche Funktion sie hierbei hatten war mir unklar. Die Anklage wurde in russischer Sprache , und somit für mich unverständlich, verlesen. Auch weiterhin sprach man nur russisch. Nur, so meinte ich, wurde mir nicht alles übersetzt. Auf die Frage ob ich mich schuldig zu den Anklagepunkten antisowjetischer Hetze bekenne verneinte ich das. Daraufhin sagte der Staatsanwalt das die sorgfältig durchgeführten Vernehmungen und das beschlagnahmte Flugblatt meine Schuld bewiesen hätten. Als ich dazu etwas sagen wollte wurde mir das Wort entzogen. Anschließend musste ich den Raum verlassen weil sich das Gericht zur Beratung zurückzog. Nach wenigen Minuten wurde ich in das Verhandlungszimmer zurück geführt. Danach die Verkündung des Urteils von dem ich nur zehn Jahre Zwangsarbeitslager und Einzug des Vermögens verstanden hatte. Auf die Frage ob ich noch etwas dazu zu sagen hätte bat ich mir das beschlagnahmte Foto meiner Frau auszuhändigen. Die Antwort „Njet“. Danach führten mich zwei Soldaten ab. Was in meinem Kopf nach der Verurteilung vor sich ging ist schwer nachvollziehbar. Zehn Jahre, also bis zu meinem 38. Lebensjahr, wie und ob ich das überleben würde? Jetzt wurde ich in eine 2 Mannzelle verbracht. Dort befanden sich bereits 17 Verurteilte die sofort wegen der Raumeinge gegen meine Einlieferung protestierten. Aber das war zwecklos. Hier musste ich einige Tage ohne mich einmal richtig lang machen zu können, verbringen. Dazu die schlechte sticke und stinkige Luft die auch aus der Toilette wegen des mangelnden Wasserdruck kam. Aber wir waren einfach machtlos und mussten uns mit den Gegebenheiten abfinden. Bei den Gesprächen mit den Zelleninsassen erfuhr ich dass ich mit der Strafe von 10 Jahren noch gut davon gekommen war. Die Meisten hatten wesentlich höhere Strafen und waren teilweise jünger als ich. Unter den Verurteilten befand sich auch ein

Lehrer und 8 seiner 17 jährigen Schüler. Alle, wie ich nach § 58/10 verurteilt Das stumpfsinnige Dasein und die Gedanken wie wird es weitergehen nervten Jeden von uns und wir saßrn alle im gleichen Boot.

Nach einigen Tagen nachts, die Zeitrechnung hatten wir fast verloren, Zellenaufschluss und wir mussten uns im Zellenhaus in Doppelreihe aufstellen und wurden immer zu zweit mit Handschellen zusammengeschlossen. Danach unter strenger Bewachung auf einen LKW verladen und wie wir erkennen konnten zum Neustädter Bahnhof in Dresden gebracht. Dort dann dort auf einem Abstellgleis umsteigen in einen Gefangentransportwaggon der Bahn. Dieser enthielt winzige Zellen die jeweils mit 2 Mann also wieder sehr eng, belegt wurden. Am frühen morgen dann die Fahrt ins Ungewisse. Das Miteinander sprechen war uns bei Androhung von Strafe verboten. Mit viel Unterbrechungen dauerte die Fahrt etwa drei Stunden. Angekommen waren wie wir beim Verlassen des Waggons feststellen konnte auf dem Güterbahnhof von Bautzen. Hier erwarteten uns bereits bewaffneten Soldaten. Wieder Verladung auf LKWs. Zivilbevölkerung die das beobachtete wurde von den Soldaten vertrieben. Dann ging die Fahrt in das Bautzner Gefängnis (gelbes Elend genannt). Dort nach der Ankunft, wir waren ca. fünfzig Männer und zehn Frauen, mussten wir uns entkleiden wurden gefilzt. Uns Männer hat man das Kopfhaar kahl geschoren. Danach Anziehen und erkennungsdienstliche Behandlung einschließlich Fingerabdrücke, Foto und Abmarsch zum Duschen und Entlausen. Endlich gab es auch frische, wenn auch teilweise zerlumpte Unterwäsche. Wir fühlten uns gleich etwas wohler. Nun ging es in den vier stöckigen Zellenbau. Hier im 4. Stock war nun mein neues zu Hause. Mit weiteren drei Männern, darunter Vater und Sohn, beide zu 25 Jahren verurteilt, musste ich nun die Zelle teilen. Hier befand sich ein 3 stöckiges Holzbettgestell mit Strohsäcken, 1 Wandklappbett, 1 winziger Tisch 1 Hocker 1 kleines Wandregal und 1 Eimer ohne Abdeckung für die Notdurft. Toilettenpapier Fehlanzeige. Das vergitterte Zellenfenster war von außen mit einer Blechblende versehen. Dadurch kam nur wenig Tageslicht in die Zelle in der ohnehin Tag und Nacht das Licht brannte. Gegenüber den Verhältnissen in der Haft in Leipzig und Dresden war das hier schon „komfortabler“. Bald mussten wir feststellen dass die Verpflegung hier auch völlig unzureichend und miserabel war. Früh gab es ½ Liter Wassersuppe, meistens Graupen. Mittags ¾ Liter soviel sollte es sein, irgendeine dünne Kohlsuppe. Als Essgeschirr diente eine uralte

verbeulte Aluminiumschüssel und ein Holzlöffel, genannt Stalinkelle. Das Essen mit diesem aus rohen Holz bestehenden Löffels verursachte bluten der Mundwinkel. Am Nachmittag 250 Gramm klitschiges Brot und eine kaffeeähnliche Brühe. Früh und abends konnte der Notdurftkübel geleert werden und morgens bekamen wir auch eine Waschschüssel und einen Krug mit ca.4 Liter Wasser für vier Mann zum Waschen. Seife oder gar Zahnbürste, Zahnpasta Fehlanzeige. Auch die bei der Verhaftung getragene Zivilkleidung wurde beibehalten. Zumindest hatte ich einmal Nadel, Faden und paar Knöpfe bekommen um diese wieder anzunähen. Ansonsten war es ein stumpfsinniges Dasein. Bald kannte jeder die Lebensgeschichte des Anderen. Wie wir in Erfahrung brachten sollten sich etwa 6000-8000 Inhaftierte hier befinden. Auch seien hier schon viele verstorben. Wenn es den Bewachern passte durften wir gelegentlich einmal für ½ Stunde auf den Hof wo wir dann in 10er Reihen unsere Runden drehten. So bekamen wir auch Überblick über das gesamte Areal bestehend aus Torhaus, Haus 1 (Zellenbau/Säle), Haus 2, Lazarettbau und Barackenaußenlager.

Im September große Unruhe im Zellenbau. Wir vernahmen Namensaufrufe und konnten uns nicht vorstellen was wieder einmal hier vor sich ging. Bisher lebten wir, bis auf die morgen- und abendlichen Zählpelle und gelegentlichen Filzungen die eigentlich völlig überflüssig waren, relativ ruhig. Das Türeenschließen kam im näher und plötzlich waren wir an der Reihe. Mit einem Zettel in der Hand stand der Posten in der Tür und dann rief er meinen Namen auf und forderte mich zum Heraustreten auf. Ich musste mich mit dem Gesicht zur Wand stellen, hatte aber schon erkannt das weitere Häftlinge auf dem Zellengang standen. Nach einer gewissen Zeit war Abmarsch. Zunächst auf den Hof und wieder Warten. Dann Aufschluss einer Tür. Diese war, wie wir feststellen konnten, der Ausgang zu 8 Sälen. Dabei handelte es sich um frühere Arbeitssäle. Im zweiten Stock Saal 6 wurde ich und viele andere eingewiesen. Es war ein 300qm großer Raum aufgeteilt in 4 Blöcke mit jeweils doppelstöckigen Holzpritschen die ohne Strohsäcke als Schlafstatt dienen mussten. Mit 400 Mann waren wir hier nun untergebracht und das bedeutete zunächst eine Verschlechterung. Wie sich bald aus den Unterhaltungen ergab, waren alle im Saal Unterbrachten nur mit Strafen unter 15 Jahren verurteilt. Alle mit höheren Strafen verblieben hingegen im Zellenbau. Der Vorteil war wir hatten hier normale vergitterte Fenster ohne Verblendung. So war uns gegenüber der Küchen- und Lazarettbau gut einsehbar. Ansonsten war der Raum mit vier Tischen und acht Bänken ausgestattet. Für Ruhe,

Ordnung und Sauberkeit war ein Häftling als Saalkommandant bestimmt worden. Ihm zur Seite stand ein Dolmetscher ebenfalls Verurteilter. Das Schlafen war recht problematisch weil es sehr beengt zuging .Zu Dritt teilten wir uns eine“Koje“ von 1.50 Breite. Das bedeutete 50cm und damit gegenseitige Störungen der Nachtruhe. Der Vorteil war allerdings bei der zunehmenden Kälte wärmte man sich so gegenseitig. Die Heizung, unter den Fenstern befanden sich Heizrohre die zweimal am Tag für kurze Zeit etwas Wärme abgaben, reichte bichtaus den Saal annähernd zu erwärmen. Das Essen wurde in großen Holzkübeln hereingebracht und war weiterhin schlecht und unzureichend. Allerdings gab es aller drei Tage 60 Gramm. Zucker. Brotlaibe zu portionieren war wegen fehlendem Messer schwierig. Experten hatten irgendwoher dünnen Draht organisiert mit dem das Brot unter den kritischen Blicken der Haftkameraden geschnitten wurde. Die eintönige Unterbrechung des Alltages waren die täglich zweimal stattfindenden Zählpelle beziehungsweise Hofgänge. Aber auch die Anwesenheit der Friseure, einmal im Monat zum Kopfhaar scheren und einmal pro Woche Rasieren war immer mit Verbreitung von Nachrichten verbunden weil sie doch im ganzen Haus herumkamen. Zum Rasieren, ich hatte wenig Bartwuchs, stand ein provisorisches Messer zur Verfügung. Die Vielzahl der anwesenden Menschen verschiedener Altersgruppen und Berufen bedeutete auch eine Erweiterung des Gesprächskreises. Weil wir auch das Lazarett im Blickfeld hatten sahen wir wie jeden Abend bei Dunkelheit unter Bewachung ein geschlossener Kastenwagen von einigen Häftlingen Richtung Torausgang geschoben und gezogen wurde. Nach einer Weile kamen sie zurück. Bald hatten wir in Erfahrung gebracht dass es sich hierbei um den Abtransport der im Lazarett Verstorbenen, die in der Nähe der Haftanstalt vergraben wurden, handelte. Die Sterblichkeit war infolge Unternährung und Krankheiten relativ hoch. Für vierhundert Personen gab es einen Waschraum mit drei Wasserstellen und einen Toilettenraum mit drei Toilettenbecken. Zu wenig und bei dem öfters mangelhaften Wasserdruck unhygienisch. Aber da nützten keine Beschwerde.

Als ich eines Tages in der Schlange vor dem Waschraum stand hörte aus der Unterhaltung wie der Name meines Vaters genannt wurde. Auf meine Nachfrage erfuhr dass der vor mir stehende Kamerad bis zur Verlegung auf den Saal mit meinem Vater im Zellenbau die Zelle teilte. So erfuhr ich was sich für ihn seit seiner Inhaftierung 1945 bis heute zugetragen hatte. Er war 1947 am Karfreitag in Chemnitz zum Tod verurteilt und später zur lebenslänglichen Haft

begnadigt worden. Sein „Verbrechen“ bestand darin für bei Luftangriffen der Amerikaner umgekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen schuldig zu sein. Ein Treffen mit ihm war mit Hindernissen verbunden. Dank meinem guten Kontakt zu dem Saaldolmetscher war es mir möglich mich am 6.10 .dem 25.Hochzeitstag meines Vaters, mit ihm in der Ambulanz-Zellenbau Ost 4- zu treffen. Er war erst 57 Jahre und gesundheitlich sehr angeschlagen. Es war für ihn eine Überraschung mich hier anzutreffen. Ich hatte mir eine Tagesration Brot und Zucker aufgespart und gab es ihm damit er an diesem Tag einmal etwas mehr zu essen hatte. Sein schlechtes Gehör erschwerte die Verständigung.

Erwähnen muss ich hier auch wie aus primitivsten Dingen Strick-, Nähadeln, Messer, Schachfiguren usw. hergestellt wurden und wie schwierig es war diese Dinge nicht bei der nächsten Filzung einzubüßen. Kurz vor Weihnachten erfolgte auf Grund der hohen Sterblichkeit und der Intervention einer sowjetischen Ärztin (Engel von Bautzen) eine geringfügige Erhöhung der Brotration sowie eine kaum spürbare Verbesserung der Suppen .Ansonsten blieb alles so wie es bisher war . Die Kleidung litt unter den 10 tägigen Entlausungen und zum Hunger kam nun noch die zunehmende Kälte. Alle Hoffnungen zum Heilig Abend zusätzliche Kost zu bekommen waren vergeblich. Draußen lag Schnee. Es war empfindlich kalt geworden. Während unsere Gedanken bei den Lieben daheim waren und bei beginnender Dunkelheit hier und da Weihnachtslieder gesummt wurden, Singen war verboten, kam eine Horde Sowjetsoldaten in den Saal und große Filzung war angesagt. Kurz zuvor hatten wir noch Strohsäcke als Schlafunterlage erhalten. Diese wurden nun durchwühlt und das verursachte Staub und Dreck. Und das war nun unser Heilig Abend. Später hörten wir das Glockengeläut vom Bautzner Dom. Schwer zu beschreiben wie mir Zumute war als ich an meine Lieben daheim dachte. Kein Lebenszeichen hatten sie seit meiner Verhaftung von mir. Auch nahmen die Erkrankungen in unserem Saal zu. Einige kamen ins Lazarett, Ob sie überlebt haben? Als die Domglocken um Mitternacht des 31.12 das neue Jahr einläuteten hofften wir dass das neue Jahr eine Wendung für uns zum Besseren bringt.

Anfang Januar 1949 war wieder Unruhe im Bau. Man vermutete das ein Transport in die Sowjetunion zusammengestellt werden sollte. Die Bekleidungsdurchsicht durch den für Bekleidung zuständigen Gefangen in Begleitung sowjetischer Offiziere deutete darauf hin. Wessen Kleidung für besonders schlecht und unzureichend befunden wurde dessen Name

wurde notiert. So auch meiner: Nach 2 Tagen brachten Häftlinge auf Tragen Klamotten die für einen evtl. Arbeitseinsatz, in der Sowjetunion, noch zumal im Winter; sicher ungeeignet waren. Ich bekam einen Wehrmachtmantel der schon eher einer Joppe glich weil er gekürzt war. Dazu noch ein Stück einer Wolledecke. Dabei handelte es sich sicher um Kleidungsstücke verstorbener Häftlinge. Damit musste ich nun über den Winter kommen. Wenige Tage später betraten erneut Offiziere den Saal. Es folgten Aufrufe und damit Überprüfung der Personalien sowie des Strafmaßes. Soweit Übereinstimmung mit ihren Listen Verlegung in einen leeren Saal. Ende Januar dann erneut Personenüberprüfung und danach raus auf den Hof. Es lag Schnee und war empfindlich kalt und ich hatte nur die reparaturbedürftigen Halbschuh an den Füßen. Frierend standen wir auf dem Hof und als wir etwa 200 Mann waren Abmarsch unter strengster Bewachung aus dem Gefängnisbereich über Stock und Stein zu einem für uns auf einem Abstellgleis sichtbaren Güterzug. Bis wir dort ankamen war ich nicht nur durchfrozen auch die Füße waren nass. Unter viel Gebrüll der Bewacher mussten wir mit je 40 Mann in den Waggon klettern der mit doppelstöckigen Holzpritschen ausgestattet war. Die Wände waren mit Raureif besetzt. Es war saukalt und die Frage wie lange wir darin zubringen müssen war fraglich. Es stand zwar ein kleiner Kanonenofen darin und etwas Heizmaterial dazu aber wie sollten wir das Feuer anmachen? Als der Letzte im Waggon war wurde die Tür geschlossen und verriegelt. In dem Waggonboden befand sich ein kleines Loch für die Notdurft. Es war halb zugefrozen und der Abfluss funktionierte nur eingeschränkt. Das bewirkte dass der Urin sich auf dem Boden ausbreitete. Auf unser Klopfen an der Waggontür um die Wachmannschaft auf diese Sauerei hinzuweisen und um Abhilfe zu bitten blieb ungehört. Der Zug schien noch nicht restlos beladen zu sein denn es vergingen viele Stunden des Warten und Frieren . Plötzlich wurde die Tür geöffnet und ein Soldat betrat mit etwas Holzwole und Holz unseren Wagen um den Ofen anzuheizen. Und das gelang ihm tatsächlich. Er verschwand danach verriegelte die Schiebetür und wir legten dann noch die paar Stücken Kohle nach. Ein wenig Wärme strahlte der Ofen für kurze Zeit aus und Jeder versuchte so dicht als möglich in die Nähe des Ofens zu kommen. Die abstrahlende Wärme reichte nicht um meine Strümpfe zu trocknen. Es muss Nacht gewesen sein als wir das Pfeifen einer Lokomotive hörten. Kurz darauf ein Ruck das sicher vom Ankoppeln an die Waggons zurückzuführen war. Das war einerseits beruhigend andererseits die Frage wie lange wir in dem „Eisschrank“ zubringen müssen. Jedenfalls rollte erstmal der Zug und es ging langsam mit wiederholten Unterbrechungen voran. Die Sicht nach

Draußen war uns verwehrt weil die Luftklappen am Waggon verblendet waren. Jeden falls waren wir 1 1/2 Tag unterwegs bis das uns bisher unbekannte Ziel erreicht war. Bei einer Fahrtunterbrechung am Tag, Uhrzeit war nicht bekannt, stand der Zug, soweit das dann bei geöffneter Waggontür ersichtlich war auf einem größeren Güterbahnhof. Wir bekamen einen Eimer mit heißen gesüßten Tee und 2 Aluminiumbecher. Das war eine Wohltat und erwärmte mich für einen Moment. Nach kurzer Weiterfahrt hatten wir dann unser Ziel erreicht.

Bald wurde uns klar wo wir angekommen waren. Der Zug stand wie bei geöffneter Tür zu sehen war auf dem Industriegleis in Sachsenhausen/Oranienburg. Dort befand sich das ehemalige NS-Konzentrationslager. Steif gefroren verließen wir den Waggon und stellten dabei fest dass mit uns mehrere hundert Häftlinge, darunter etwa 100 Frauen dem Zug entstiegen waren. In 5er Reihen mussten wir uns aufstellen und dann ging der Marsch unter strengster Bewachung durch Sowjetsoldaten mit Hunden durch den Ort Sachsenhausen. Bevölkerung die das beobachten wollten wurden durch Schüsse der Sowjets aus ihren Maschinenpistolen verjagt. So näherte sich der „Trauermarsch“ der zum Teil halbverhungerten Häftlinge dem kaum übersichtlichen Lagerkomplex. Nach ca. ½ Stunde hatten wir das Lager erreicht und schritten durch das Tor das mit der Inschrift „ARBEIT MACHT FREI“ Die Inschrift stammte noch aus der NS KZ Zeit. Zunächst wurden wir in einen großen gut geheizten Raum eingewiesen und bekamen dort gleich einen heißen Tee. Dann langes Warten. Wir mussten auf dem Boden sitzend Platz nehmen. Dann Namensaufrufe und eine Überprüfung der Personalien an Hand der Akten . Das war wegen wiederholter Unstimmigkeiten oder Missverständnissen eine langwierige Angelegenheit, aber wir befanden uns ja im Warmen. . Sobald 200 abgefertigt waren musste der Raum verlassen werden. Wieder unter Bewachung liefen wir über den großen Apellplatz um dann in ein mit Stacheldraht abgegrenztes Areal in dem 5 Holzbaracken standen eingewiesen zu werden. Jede Baracke wurde dann mit 200 Mann belegt. Diese erhielt dann die Bezeichnung Kompanie. So bildeten die in den 5 Baracken untergebrachten 1000 Mann das 2 Bataillon.. Ein Häftling wurde als Bataillonsführer eingesetzt, ihm zur Seite stand ein Dolmetscher. Für jede Kompanie ist 1 Häftling als Kompanieführer, der für Ordnung und Ruhe im Kompaniebereich verantwortlich war, ernannt worden. Die Ausstattung der Baracke war recht einfach. Dreistöckige mit Strohsäcken ausgelegten Holzbettgestellen, drei länglichen Tischen mit je sechs Bänken, drei Spinden, 1 kleinem Ofen. In den beiden Barackenhälften. In

der Mitte der Baracke befand sich der Ausgang zum Hof, und ein Waschraum und 1 Toilettenanlage. Der Ausgang war Tag und Nacht geöffnet. Es war zur Tageszeit uneingeschränkt möglich die Baracke zu verlassen. In der Nacht stand ein Häftling als verantwortlicher Posten am Barackenausgang um ein Verlassen der Baracke zu verhindern. Das bedeutete dass wir, wenn auch begrenzt, ein großes Stück Freiheit hatten. Auch entfiel hier das Kopfhaar scheren und es war nicht einfach an einen Kamm zu kommen. Doch als Häftling bewerkstelligt man alles was man normalerweise nicht kann. Allerdings waren außer uns noch reichlich Wanzen, Flöhe, Milben usw. unliebsame Mitbewohner in der Baracke. Denen rückten wir einmal wöchentlich mit Chlorbrühe zu Leibe. Dadurch hatten wir eine ständige Feuchtigkeit in der Baracke. Das war in der kühlen Jahreszeit unangenehm. Der Erfolg war nicht groß. Alle zehn Tage fand das Duschen, Entlausung und Wechsel der Unterwäsche statt. Letzteres führte oft zu einem Gerangel weil das was man erhielt oft nur Lumpen waren. Im Hinblick auf die Verpflegung kein Unterschied zu Bautzen. Lediglich gab es hier, warum auch immer, täglich 2 Zigaretten. Diese dienten auch als Währung zum „Kauf“ von zusätzlichem Brot von den Kameraden denen das Rauchen wichtiger war oder aber auch zu vielen anderen selbst gefertigten Gebrauchsgegenständen. Für einige wenige Kameraden gab es Arbeit. Vorwiegend zur Instandhaltung und Aufrechterhaltung des Lagers aber auch teilweise Reparaturen von Kraftfahrzeugen der Bewacher sowie Neuanfertigung von Mobilar für Offiziere. Diese Arbeiter bekamen wöchentlich zusätzlich 70gr. Butter und 200gr. Brot. In unserer unmittelbaren Nähe befand sich auch die Lagerküche und die Wäscherei. So konnten wir täglich die zur Arbeit anrückenden Frauen beobachten.

Die Möglichkeit des unbegrenzten Freigangs auf dem umzäunten Hof wurde reichlich in Anspruch genommen. Einmal weil sich mitten im Hof ein Lautsprecher befand der uns fast ganztägig mit Musik berieselte und zum Anderen die Vielzahl von Gesprächen die man hier mit weiteren Häftlingen führen konnte. Der Hof diente auch früh und abends als Zählapellplatz. Der für unser Bataillon zuständige „Iwan“ schritt dann zusammen mit dem Dolmetscher die in Zehnerreihen aufgestellten Häftlinge ab. Solange es nicht regnete oder besonders kalt war konnte man das oft lange Stehn noch akzeptieren. Dabei blickten wir stets sehnsüchtig zum Himmel und beobachteten die alliierten Flugzeuge der Luftbrücke die Westberlin versorgten. An unser Areal grenzten weitere Baracken an. Um die Distanz zwischen den darin befindlichen

Internierten und uns zu wahren war ein mit Stacheldraht abgegrenzter Weg angelegt. Dennoch war es möglich sich durch Zurufe mit den dort befindlichen Männern zu verständigen. So erfuhr ich, das ein Leisniger am Schlossberg wohnhafter Mann, er hatte dort ein Ledergeschäft, dabei war. Er sagte mir auch, dass der bis zur Besetzung Leisnigs durch die Rote Armee im Rathaus tätige Bürgermeister, hier im Lager verstorben war. Die Sterblichkeit war, bedingt durch Unterernährung, Tuberkulose und viele andere Krankheiten, deren Behandlungen im Lagerlazarett mangels Medikamenten nur beschränkt möglich waren. relativ hoch. In der ersten Zone gab es noch das Frauenbataillon in das die mit uns angekommenen Frauen gebracht wurden. Wir hörten dass sich dort etwa 300 Frauen und 30 Kleinkinder befinden sollten. Außerdem existierte noch eine von uns hermetisch abgegrenzte 2 Zone. Dort befanden sich auch Kurz- sowie Langzeitbestrafte. Die in diesem Bereich befindlichen Häftlinge waren in ihrer Freiheit wesentlich eingeschränkter. Für 2 Steinbaracken stand nur ein kleiner abgegrenzter Hof zur Verfügung. Die Fenster dieser Gebäude waren außen mit einem Anstrich versehen. So lebten oder hausten die Häftlinge dort immer im halbdunklen Räumen. Es gab aber in der 2 Zone auch Holzbaracken unterschiedlicher Größe. Der Lazarettbereich dort, wie auch der in der ersten Zone war viel zu klein um die große Anzahl der erkrankten Häftlinge zur Behandlung aufzunehmen. Operationen, soweit solche überhaupt durchführbar waren, konnten nur im Lazarett der ersten Zone erfolgen.

Eine Besonderheit war hier in der ersten Zone das in einer Baracke befindliche Lagertheater. Die Schauspieler – Häftlinge - spielten für die Wachmannschaften aber auch für Häftlinge. Weil es an Plätzen in der Baracke mangelte kamen nur wenige Häftlinge in den Genuss eine der Aufführungen anzusehen. Im Lager befanden sich doch ca. 6000 - 8000 Häftlinge und die Abgänge durch Todesfälle sind laufend ständig durch Zugänge neu Verurteilter ergänzt worden. So erfuhren wir auch von einem Neuzugang dass das bisherige Geld in der Ostzone durch eine neue Währung ersetzt wurde. Mit den sonst im Lager befindlichen Frauen und Männern gab es keinerlei Kontakt. Die Warm-und Kaltverpflegung lieferte die Küche mit einem Wagen an und stellte die Kübel am Zugang unseres Bataillonsbereichs ab. Dort mussten es die Essenträger der Kompanien abholen. Erstmals bekamen wir auch verschiedene Tageszeitungen der Ostzone die aber meistens älteren Datums waren. Aber zumindest konnte man etwas am Zeitgeschehen teilnehmen und sie waren auch als Toilettenpapier willkommen.

Eine weitere Abwechslung waren die im Kompaniebereich durchgeführten Schachturniere. Die Figuren zu diesen Spielen waren behelfsmäßig selbstgefertigt und blieben uns auch bei den üblichen Filzungen erhalten. Als Schachbretter dienten die vorhandenen Tische die entsprechend präpariert wurden. Wenn hier auch etwas mehr Abwechslung im Tagesablauf gegeben war, dennoch war es ein nutzloses stumpfsinniges vegetieren und Überlebenskampf vom ständigen Hunger begleitet. Innerhalb des Lagers, es machte insgesamt einen ordentlichen Eindruck waren nur selten Uniformierte sichtbar.

Eine große Überraschung brachte uns der Sommer. Völlig unerwartet erhielten wir Briefumschläge und Briefkarten und damit erstmalig die Möglichkeit, seit der Verhaftung unseren Angehörigen ein Lebenszeichen von uns zu geben. Darüber herrschte große Freude, und viele Hoffnungen, vielleicht doch bald entlassen zu werden, knüpften sich daran. Als Absender mussten wir zur Verschleierung unseres Aufenthaltsort ein Postschließfach von Berlin angeben. Die Angehörigen durften uns unbegrenzt schreiben und Fotos schicken. Es war strengstens untersagt Angaben über unseren Aufenthaltsort, Verurteilungsgrund und Strafmaß zu machen. Noch waren wir skeptisch, ob diese Post das Lager verließ. Auch erhielten nur wir sogenannten Strafgefangenen diese Erlaubnis. Internierte (teilweise ehemalige Funktionäre des 3. Reiches usw.) blieben von dieser Vergünstigung ausgeschlossen. Einige bange Wochen des Wartens vergingen, bis tatsächlich die ersten Briefe von daheim eintrafen. Bald befand auch ich mich unter den glücklichen Postempfängern. Nun hatte die Familie Gewissheit, dass ich noch lebte, wenn sie auch nicht wussten wo, wie und wann es einmal ein Wiedersehen gibt. Für mich war es auch eine große Beruhigung, davon zu lesen, dass zu Hause alle wohlauf waren. Wiederholt bekam ich nun Post und auch Fotos, durfte selbst aber in diesen Jahr nur einmal schreiben. Die ständigen kursierenden Gerüchte, noch zumal der angeblich souveräne Staat DDR gegründet worden war, gaben uns Hoffnung und Auftrieb bald diesem Elend entrinnen zu können.

Wegen der miesen Verpflegung war ich körperlich sehr heruntergekommen. Langanhaltender Durchfall und zunehmendes Fieber machten mir zu schaffen. Wieder erwischte mich die bereits in der Kriegsgefangenschaft glimpflich überstandene Blutruhr. Deshalb kam ich nun ins Lagerlazarett. Die Eindrücke die ich dort bekam waren schrecklich. Es fehlten die nötigsten Medikamenten zur Behandlung der Kranken. Trotz aller Bemühungen und Fürsorge der Häftlingsärzte hielt der Tod reichlich Ernte. Diese Sterben um mich, hilflos erleben zu müssen, war sehr deprimierend. Weil sich auch bei mir lange keine Besserung des Zustandes einstellen wollte, kam in mir die Angst auf, nicht

mehr lebend aus diesem Lazarett zu kommen. Doch ich überwand auch dieses Tief! Die Zahl der im Lager Sachsenhausen von 1945 – 1950 Verstorbenen liegt nicht genau fest. Sie wird vom Leichentransportkommando auf 15000 – 20000 Gefangene geschätzt. Von den Russen mit 13 000 angegeben. Prominentester unter den Verstorbenen war der einstige Staatsschauspieler Heinrich George. Verscharrt wurden die Toten in Massengräbern auf dem Kommandantenhof in Sachsenhausen im Schmachtenhagener Forst und anderen unbekanntenen Grabstätten. Die Angehörigen der Verstorbenen sind zu keiner Zeit benachrichtigt worden. Was zählt schon ein Menschenleben bei den Sowjets.

Allmählich schwanden die Hoffnungen auf eine baldige Heimkehr. Wieder stand Weihnachten und ein Jahreswechsel vor der Tür. Am Heilig Abend fand Überraschend ein Weihnachtsgottesdienst in der Theaterbaracke statt. Die Prediger beider Konfessionen waren der Bischoff Dibelius und Probst Grüber. Letzterer war früher während der NS-Zeit selbst KZ-Häftling in Sachsenhausen. Da herrschten sicher andere Verhältnisse. Beides „Kirchenfürsten“ der DDR. Da sie keinen großen Einblick in unser Lagerleben hatten glaubten sie das wir bis auf den Freiheitsentzug annähernd gut versorgt seien. So ähnlich äußerten sie sich in einem Interview nach Verlassen des Lagers. Es durften nur Auserwählte die noch relativ gute Kleidung besaßen an dem Gottesdienst teilnehmen Die beiden Geistlichen die ausnahmsweise Zutritt zum Lager hatten sollten schließlich einen guten Eindruck von den Häftlingen bekommen. Diese Geste der Sowjets schürte neue Hoffnungen. Wird es das letzte Weihnachten in der Gefangenschaft sein? Wehmütig hörten wir aus der Ferne das Glockengeläut zum Jahreswechsel. Schon wenige Tage nach Neujahr kamen sowjetische Offiziere mit langen Namenslisten ins Lager. Es tat sich etwas! Namen wurden aufgerufen. Und wahrhaftig, das Unfassbare aber doch schon lang ersehnte, stand scheinbar bevor. Was für ein Glücksgefühl bei den Betroffenen. Völlig unklar blieb der Modus nachdem dabei vorgegangen wurde. Zu hören war, dass das Lager aufgelöst werden sollte. Doch bald sprach es sich herum, dass nur ein Teil der Gefangenen entlassen, der andere hingegen an die so genannte Volkspolizei der DDR zur weiteren Strafverbüßung übergeben werden sollte. Ich war nun einer von vielen, die nicht freikamen. Damit stand mir ein Transport, auch wieder zur Winterszeit, bevor. Ein Jahr hatte ich in Sachsenhausen verbracht. Mit 1234 Mann wurden wir in zwei Transporten zusammen gestellt und so von bewaffneten deutschen Polizisten, wie konnte es anders sein, übernommen. Nach der Übergabe bekamen wir, als Reiseproviant 1000g Brot und 60g Zucker. Das war die Ration für 2 Tage! Der Abtransport zu dem uns bestens bekannten Güterzug, der in der Nähe des Lagers bereit stand, erfolgte mit LKW s. Wieder mussten wir bei empfindlicher Kälte ohne ausreichende Kleidung und Heizung 2 Tage und

2 Nächte zusammengedrängt in den Waggonen verbringen. Über das Ziel unserer Fahrt gaben uns die Polizisten, auf Befragung, keine Antwort. In ihrem Verhalten uns gegenüber unterschieden sie sich nicht von den Sowjets. Sie hielten uns nach den ihnen gegebenen Informationen und im Hinblick auf unsere hohen Strafen, für Schwerverbrecher! Und mit dieser Aussage hatten uns die Sowjets an sie übergeben. Nach 2 Tagen Fahrt erreichten wir den neuen Verwahrungsort. „Untermaßfeld“ lasen wir am kleinen Bahnhofsgebäude. Der erste Blick beim Aussteigen ließ uns nichts Gutes ahnen. Volkspolizisten die ihre Maschinenpistolen auf uns gerichtet hatten, umlagerten das Bahnhofsgelände. Sogar Maschinengewehre waren auf uns gerichtet! Das war der Empfang für uns ausgemergelten, zerlumpte Gestalten, die teilweise nicht einmal auf den Füßen stehen konnten. Nachdem alle die Waggonen verlassen hatten liefen und wankten wir, unter strenger Bewachung durch die kleine Ortschaft zum nahe liegenden Zuchthaus, welches schon vom Bahnhof aus erkenntlich war. Bevölkerung des Ortes die uns mitleidig betrachteten wurden von den uns begleitenden Wachen vertrieben. Nach unserer Ankunft in diesem alten Bau wurden wir wieder in Zellen untergebracht. Natürlich wieder vier Mann in einer Einmannzelle! Ich hatte das Glück mir den zugewiesenen Raum nur mit einem jüngeren Kameraden teilen zu müssen. Unsere Zelleneinrichtung war mehr als primitiv. Ich hatte den Eindruck dass es sicher um einen Abstellraum gehandelt haben muss. Weder ein Wandklappbett noch Holzpritschen standen zum Schlafen zur Verfügung. So mussten wir auf dem Holzfußboden nächtigen. Zur Verrichtung der Notdurft auch nur ein stinkender Kübel. Die Verpflegung ebenfalls miserabel. Kurz nach unserer Ankunft ist auch unsere bis dahin zerlumpte Zivilkleidung in Gefängnisbekleidung –blauer Drillichanzug mit grünem Streifen an den Hosennähten und auf dem Rücken-umgetauscht worden Dazu gab es Fußlappen statt Strümpfe und Holzpantoffeln. Außerdem wurden wir wieder kahl geschoren. Als besondere Schikane empfanden wir das die von unsere Angehörigen geschriebene und von uns aufbewahrten Briefe und Fotos abgenommen wurden. Wie die Volkspolizei anlässlich einer in den ersten Tagen durchgeführten Bestandsaufnahme feststellen mußten war fast die Hälfte der hier angekommenen Häftlinge an verschiedenen Arten von Tuberkulose erkrankt und stark Unterernährt. Ziemlich ratlos schien die Anstaltsleitung. Es waren noch Justizbeamte. Sie standen vor einem großen Problem das einer humanen Lösung bedurfte.. Zunächst versuchten sie eine Krankenstation einzurichten und den tuberkulose Erkrankten die Verpflegung zu verabreichen wie sie Kranke in Heilstätten bekamen. Bereits nach kurzer Zeit übernahm die Volkspolizei die Leitung der Haftanstalt und sofort wurden alle Vergünstigungen zurückgenommen. Die sich unter uns befindlichen Ärzte – ebenfalls Verurteilte – protestierten energisch dagegen. Es war erfolglos und auch ohne die

erforderlichen Medikamente konnte niemanden geholfen werden. Das hatte zur Folge das schon kurz nach unserer Ankunft die ersten unserer Leidensgefährten verstarben. Bald nach dem Eintreffen in Untermaßfeld verschlechterte sich mein Befinden. Nachtschweiß Fieber und Mattigkeit. Ich verlangte einen Arzt. Der kam auch und nachdem er meine Brust abgehörte hatte folgte paar Tagespäter eine Röntgenaufnahme mit einem alten Wehrmachtsröntgengerät. Dabei stellte man bei mir eine Lungentuberkulose fest. Ich bekam daraufhin einen Pneu der wöchentlich zweimal gefüllt werden mußte. Das war aufgrund der stumpfen Nadeln oft schmerzhaft. Nun stand auch die Verlegung auf eine Krankenstation an. Wie sehnten wir uns nach der „ eingeschränkten Freiheit „ in Sachsenhausen zurück! Auch die gerade angelaufene Postverbindung nach Daheim war nun wieder unterbrochen. Erst im Sommer 1950 erhielten wir einen mit 15 Zeilen vorgedruckten Zettel (DIN A5), der als Schreiberlaubnis vorgesehen war. Solch ein Briefchen sollten wir künftig einmal monatlich schreiben und im gleichen Format empfangen dürfen. Im Herbst erfolgte eine weitere kleine Vergünstigung. Unsere Angehörigen durften uns monatlich ein Paket von drei Kilogramm, dessen Inhalt aber vorgeschrieben war, schicken. Das war eine große Freude, bedeutete es doch Zubrot zu der kargen Anstaltskost. Allerdings war das auch eine finanzielle Belastung der Angehörigen denn noch gab es in der DDR Lebensmittel auf Lebensmittelkarten und einer Art freien Markt wo man für vielerlei dort erhältliche Lebensmittel wesentlich mehr Geld bezahlen musste. Stets nach dem Eingang der Pakete mussten die Empfänger zur Poststelle kommen. Dort wurde das Paket von Polizisten vor unseren Augen geöffnet und der Inhalt streng kontrolliert. Enthielt es Dinge, die nicht den Vorschriften entsprachen, wurde es an den Absender, angeblich aus erzieherischen Gründen, zurückgeschickt! Da gab es viel Ärger. Doch was konnte man unter den gegebenen Umständen schon tun? Es war den Angehörigen auch untersagt außer einem Inhaltsverzeichnis Briefe dem Paket beizufügen. Wir waren einfach machtlos und mussten uns mit all den Schikanen wortlos abfinden. Jede Beschwerde konnte mit einer „Karzerstrafe“ geahndet werden. Leider waren auch viele Vergünstigungen wie zur Sachsenhausener Zeit entfallen. So mußten wir die von unseren Angehörigen erhaltenen Briefe und Fotos 2 Tage nach Empfang wieder abgeben. Am Heilig Abend erhielten wir völlig überraschend einen kleinen Weihnachtsstollen. Er entsprach nicht dem eines schmackhaften Weihnachtsstollen wie wir ihn von früher her kannten. Es war eine bessere Art Weißbrot gebacken in der Anstaltsbäckerei. Dort waren, wie auch in der Küche, Häftlinge beschäftigt. Er wurde aber mit Genuss, weil es doch mal was anderes war, verzehrt. Das Fest und der Jahreswechsel waren, wie immer seit der Inhaftierung, von trüber Stimmung geprägt. Natürlich setzten wir unsere Hoffnung darauf, dass das neue Jahr endlich eine Wende zum Besseren für

uns bringen könnte. Doch zu viele Enttäuschungen lagen schon hinter uns, um daran noch glauben zu können. Die hygienischen Verhältnissen hatten sich in mancherlei Hinsicht etwas gebessert auch dank der Pakete. So hatte ich gute Seife, Zahnbürste, Zahncreme. Es gab auch Toilettenpapier. Dabei handelte es sich um Buchseiten aussortierter Bücher der Häftlingsbibliothek. Ein Problem gab es mit der Aufbewahrung der Lebensmittel aus den Paketen. Besonders im Sommer. Allgemein war auch eine Verbesserung des uns verabreichten Essen zu verzeichnen.

Um dem eintönigen Dasein der Zelle zeitweise zu entgehen meldete ich mich im Sommer 1951 zum Arbeitseinsatz bei dem in der Anstalt befindlichen Kartonagenbetrieb Flach. Hier wurden Hüllen für Fieberthermometer hergestellt. In einer größeren Zelle befanden sich 10 Mann als Arbeitsteam. Diese Arbeit wurde mit 25 Pfennig pro Tag entlohnt. Wir waren ein lustiger Kreis von gleichgesinnten Kameraden . Die Arbeit war eine willkommene Abwechslung und Zeitvertreib. Unverhofft stürzte ich eines Tages in der Arbeitszelle so unglücklich das ich mir dabei den rechten Oberarm brach. Der herbeigerufene Polizist wußte im Moment nicht was er jetzt tun sollte. Er rief seinen „Genossen“ herbei und sie brachten mich dann nach Anfertigung eines Prtokolls, in das Anstaltslazarett. Aber auch hier hatten die Ärzte keine Möglichkeit mir zu helfen. Deren Meinung der Arm müsse eingegipst werden und das könnte nur in einem Krankenhaus erfolgen.. Der Anstaltsleiter wurde von dem Vorfall verständigt und hat dann meine Überführung in das Krankenhaus Meiningen angeordnet. Nach einer Röntgenaufnahme ist der Arm nach der damals üblichen Methode „Stuka“ eingegipst worden .Der Chefarzt verständigte den Anstaltsleiter das mein Verbleib, zumal ich wegen der Kriegsverletzung des re. Armes völlig hilflos war, erforderlich ist. Im Krankenhaus befand sich im Keller eine Art Zelle in der ich dann untergebracht wurde. Es versorgte mich nun immer eine Schwester im Beisein eines Polizisten. Sie hat mich gewaschen und gefüttert. Es gab auch sehr gutes Essen. Der Pneu wurde dort auch wöchentlich gefüllt. Das war wegen des Gipsanzer um die Brust kompliziert dennoch weniger schmerzhaft weil die dazu verwendeten Nadeln eine andere Qualität hatten als in der Anstalt. Mein Aufenthalt dauerte etwa 4 Wochen. Es war gerade in der Zeit als in Ostberlin die Weltjugendfestspiele stattfanden. Ich hörte immer aus einem im Garten der Anstalt befindlichen Lautsprecher die Reportagen und Musik. In der Zelle befand sich noch ein weiterer Häftling, vom Beruf Pfarre. Er ist später verstorben. Nach meiner Rückkehr in die Strafanstalt kam ich noch immer mit dem „Stuka“ versehen in das Lazarett. Wegen meines hilflosen Zustandes war ich auch nicht in der Lage den Monatsbrief zu schreiben. So diktierte ich einem Kameraden den Text den er für mich an meine Frau schreiben sollte. Endlich, im Herbst wurde ich dann von dem

Gipspanzer befreit. Im Lazarett hatte sich seit unserer Ankunft in Untermaßfeld für Ärzte und Patienten sehr viel verbessert, auch im Bezug mit der Versorgung mit Medikamenten. Sicher war das auch die Reaktion darauf dass bereits 48 Häftlinge verstorben waren. Die Toten wurden in das Krematorium Meinigen gebracht, dort eingeäschert und später anonym vergraben. Erst viel später sind die Angehörigen vom Tod verständigt worden.

Im Herbst 1951 nach der gelungenen Flucht von acht Häftlingen –sechs sind kurz danach wieder festgenommen worden -schien die Sicherheit der Anstalt, die sich auch nur sechs Kilometer von der Zonengrenze entfernt befand, in Frage gestellt. Zwei von ihnen gelang die Flucht in die Bundesrepublik Die Folge war, dass die Haftanstalt nicht für Ausbruchssicher gehalten wurde. So stand wieder eine Verlegung an. Ein Transport ist wieder zur kalten Jahreszeit ist vorbereitet worden. Auf dem Anstaltshof standen LKW's. Mit Handschellen gefesselt mussten wir die Kraftfahrzeuge besteigen, und damit uns niemand sieht, waren die Wagen mit Planen abgedeckt. Unter den üblichen Sicherheitsvorkehrungen, mit kurzem Zwischenhalt in der Strafanstalt Ichertshausen ging die Fahrt weiter nach Brandenburg-Görden. Unser erster Eindruck dort, bei der Ankunft, hier handelt es sich um ein sehr großes, gut abgesichertes aber auch modernes Zuchthaus. Zunächst war ich dort im Haus 1 mit zehn Mithäftlingen auf einer Zelle untergebracht. Dieser Verwahrungsraum war relativ gut ausgestattet. Doppelstöckige Metallbetten mit Matratzen und Bettwäsche versehen. Ein abgegrenzter Toilettenraum und 2 Waschbecken, größeres Wandregal zur Aufbewahrung des Essgeschirrs, Spiegel und eine Kleiderablage. Zellenfenster nicht verblendet. Allerdings war mein Aufenthalt da nur von kurzer Dauer. Wegen meiner Tuberkuloseerkrankung wurde ich zusammen mit anderen, ebenfalls Kranken nach Haus drei verlegt. Das war ein kleineres Gebäude gleich neben dem Anstaltslazarett. Aber auch hier waren wir zu zehnt in einer Zelle, doch gegenüber den gewohnten Gepflogenheiten erwies es sich einigermaßen ausreichend für uns. Für jeden stand ein mit Bettwäsche überzogenes Bett zur Verfügung. Ein großer Tisch und 10 Sitzgelegenheiten, Toilette und Waschbecken wie im Haus 1. Auch hier keinerlei Möglichkeiten uns die Zeit zu vertreiben. Zum Pneufüllen mussten wir wöchentlich einmal in das Lazarett wo wir von einem Polizeiarzt behandelt wurden. Medikamente für uns Tbc-Kranken gab es auch hier nicht, obwohl der Polizeiarzt, der mit dem Zugang so vieler kranker Häftlinge total überfordert war, solche zugesagt hatte. Bei einem heimlichen Gespräch mit einem Häftlingssanitäter, erfuhr ich, dass sich mein Vater, wegen einer schweren Herzerkrankung, ebenfalls, seit einiger Zeit hier im Lazarett befände. Einen Zugang zu seiner Zelle hatte er aber auch nur im Beisein eines Schließers. Deshalb war mir in Brandenburg ein Zusammentreffen mit meinem Vater versagt. Obwohl

ich über die Anstaltsleitung eine Sprechstunden-erlaubnis mit meinem Vater beantragte, ist diese nicht genehmigt worden! Warum, war mir unverständlich. So ließ ich wenigsten über den Sanitäter meinen Vater informieren, dass ich mich zurzeit auch hier befinde.

Wie nach jedem Transport üblich, dauerte es geraume Zeit bis die Postverbindung mit daheim wieder hergestellt war und so blieb ich zu diesem Weihnachtsfest ohne jeglichen Gruß von meinen Lieben. Weihnachten 1951, Das vierte Weihnachten getrennt von der Familie. Noch immer war nicht abzusehen wann die Demütigungen ein Ende nehmen. Im Lichtschacht des Zellenbaus stand, wie zum Hohn, ein geschmückter Christbaum. Darüber konnten wir uns nicht einmal freuen, denn hier war Weihnachten ein Tag wie jeder andere.

Mit jedem Jahreswechsel war auch die Hoffnung auf einen positive Veränderung unserer Lage verbunden. Wenn sich auch die Haftbedingungen gegenüber den vergangenen Jahren etwas verbessert hatten, auf die Dauer konnten wir uns einfach nicht mit unserem Schicksal abfinden, denn wir waren unschuldig. Aber niemand war von unserer Unschuld überzeugt, Im Gegenteil, das Wachpersonal vertrat die Meinung große Feinde des DDR-Staates zu verwahren. Das ließen sie in ihren Äußerungen immer wieder anklingen und entsprechend behandelten sie uns auch. Ständig waren wir doch manchen Schikanen ausgesetzt.

Weil die vielen Kranken nicht in den Arbeitsablauf der Strafanstalt Brandenburg passten, war man sichtlich bemüht uns bald wieder los zu werden. Im Februar 1952 wurden wir Kranken auf einen Abtransport vorbereitet. Nach eingehender Untersuchung hieß es dann die wenige Habe zu packen. Bei eisiger Kälte, nur mit den dünnen Drillichanzügen bekleidet, wurden wir wieder einmal auf LKW's verladen. Versuche von dem uns begleitenden Wachpersonal etwas über das Fahrziel zu erfahren, scheiterten. Dadurch, dass die Fahrzeuge mit Planen abgedeckt waren, hatten wir auch keine Orientierungsmöglichkeit. Wi erreichten, nach mehreren Stunden Fahrt, völlig steif gefroren, endlich das Ziel. Diesmal war es Waldheim! Das sogenannten „ Zentralhaftkrankenhaus das frühere Frauenzuchthaus war nun der neue Verwahrungsort. Jetzt war ich nur noch ca. 12km von meinem Heimatort entfernt und doch war er für mich unerreichbar. Vor zwölf Jahren (1941) lag ich hier in Waldheim als Soldat im Quartier. Unmittelbar neben dem Zuchthaus befand sich damals der Kompanieapellplatz. Seinerzeit wäre mir nie der Ge-danke gekommen in dem Gebäude, das mir Abscheu einflößte, einmal als Sträfling einsitzen zu müssen. In einem Krankensaal, unmittelbar unter dem Dach, sicher diente dieser Raum früher einmal als

Wäschetrockenboden, wurden wir eingewiesen. Über 200 Häftlinge aller Altersgruppen zum Teil Schwerstkranke, die eigentlich haftunfähig waren, wurden hier auf dieser Station zusammengepfercht. Die für und bereitstehenden weiß bezogenen Betten gaben dem Ganzen ein etwas freundlicheres Aussehen. Hier standen uns mehrere, selbst erkrankte Häftlingsärzte zur Betreuung zur Seite. Sie halfen uns aufopfernd im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Wenigstens standen hier zu unserer Behandlung mehr Medikamente zur Verfügung und eine weitaus bessere Verpflegung. Besonders berührte es mich, Wachpersonal anzutreffen, das aus meinem Heimatort stammte und das ich kannte. Sie hingegen nahmen von mir keine Notiz obwohl sie genauestens wussten wer ich bin! Die Post- und Paketverbindung mit unseren Angehörigen war wieder als Folge der Verlegung unterbrochen. Eine Verbesserung gab es indem wir jetzt monatlich einen Brief mit 20 Zeilen im Format Din 4 schreiben und auch einen solchen empfangen durften. Briefe schreiben war kompliziert. Für 200 Mann erhielten wir 3 Bleistifte und es gab ständig Schwierigkeiten mit dem Anspitzen. Weil wir kein Messer hatten waren wir auf die Gnade eines Polizisten angewiesen. Im Paketverkehr gab es keine Veränderung. Die aus- und eingehende Post unterlag einer strengen Zensur durch die Zuchthausverwaltung. So ist es oft geschehen das Stellen im Brief der Angehörigen unleserlich geschwärzt wurden. Sofern die Zensurbehörde etwas an unseren geschriebenen Briefen zu beanstanden hatten, bekamen wir diesen zurück.

Kurz nach unserem Eintreffen in Waldheim glückte einem Krankenpfleger unserer Station die Flucht durch die Dachluke über das Dach. Am Blitzableiter seilte er sich, unbemerkt von dem Außenposten, ab. Es gelang ihm, nach Überwinden einiger Hindernisse aus dem Anstaltsbereich unbemerkt zu entkommen und Westberlin zu erreichen. Unter dem Wachpersonal herrschte große Aufregung. Wie konnte es geschehen aus so einem festungsartigen und stark gesicherten Bau unbemerkt zu entkommen? Die Leidtragenden dieser Flucht waren zunächst wir Gefangenen. Große „Filzaktionen“ liefen an. Doch uns konnte das weniger erschüttern, denn damit lebten wir seit Jahren und was sollte das den fassungslosen „Vopos“ nützen?

Mein Befinden verschlechterte sich wieder.. Zu der Lungen-TBC kam noch eine akute Darm-TBC und dazu plagten mich noch Gallensteine. Wie sollte ich mit solchen ernsthaften Befunden die noch vor mir liegenden fünf Haftjahre überstehen dachte ich besorgt. Selbst sehr schwer erkrankt zu sein und mizu erleben, wie manch langjähriger Haftgefährte verstarb, das war schon recht niederschmetternd. Viele meiner Kameraden auch ich erhielten jetzt neue Medikamente gegen die Tbc. Ich hatte sehr unter den Nebenwirkungen, Appetitlosigkeit Erbrechen usw. zu leiden.

In diesem trostlosen Dasein war es eine Verbesserung für uns dass im geringen Umfang Zeitungen, die allerdings von den Häftlingen selbst bezahlt werden mussten, als Lesestoff zur Verfügung standen. Dadurch erhielten wir wenigstens wieder einmal einen Überblick, was sich außerhalb der uns umgebenden Mauern ereignete. Als zusätzliche Verbesserung war es den Angehörigen erlaubt dem Brief an uns Fotos beizufügen. Diese wurden uns aber nur kurz zum Ansehen gegeben und dann wieder weggenommen! Wie waren meine Söhne, wenn ich die Bilder betrachtete, seit meiner Verhaftung groß geworden. Traurig, dass ich die Jahre ihres Heranwachsens nicht erleben durfte. Erlaubt wurde jetzt auch, dass uns nächste Angehörige vierteljährlich einmal für eine halbe Stunde besuchen durften. Selbstverständlich nur im Beisein eines Polizisten. Das nützte ich, obwohl das Wiedersehen nach so langer Zeit und unter diesen Umständen für beide Teile nicht erbauend war. Darüber zu sprechen, was uns besonders bewegte, das war uns ohnehin nicht möglich und hätte zu einem Abbruch des Besuches geführt. In dem Besucherraum stand ein 3m langer und 2m breiter Tisch. In der Mitte befand sich eine Barriere von ca. 40 cm. Höhe. So distanziert saßen wir den Besuchern gegenüber. Die Hand bei der Begrüßung und beim Abschied geben war auch nicht gestattet. Stets befanden sich 3 Besucherpaare unter Aufsicht von Polizisten . in dem Raum. Die Verständigung war deshalb oft schwierig.

Mit Bangen und Hoffen verging auch das Jahr 1952. Wieder ein Weihnachten – dieses Mal in Waldheim! Jedes dieser Feste hatte ich bisher in einer anderen Anstalt verbracht. Wenigstens umgaben mich noch einige meiner alten Weggefährten. Den Heilig Abend gestalteten wir soweit als möglich etwas festlich.Immer mit den gleichen Hoffnungen und Wünschen, gingen wir in das neue Jahr. Annähernd die Hälfte meiner „ Strafe“ hatte ich nun hinter mir. Unvorstellbar der Gedanke noch einmal so lange inhaftiert bleiben zu müssen. Gesundheitlich bestanden dann wohl kaum noch Chancen das zu überleben, weil sich ein Zustand weiter verschlechtert hatte. Die Ärzte rieten mir zu einer Gallen- und Darmoperation, wozu allerdings die Anstaltsleitung zustimmen musste. Als die Genehmigung vorlag wurde ich in den Operationstrakt des Hauses verlegt. Zwei Häftlingsärzte, ein HNO-Arzt sowie ein Frauenarzt, sowie die ehemalige Schauspielerin Marianne Simson, als OP-Schwester, bildeten das Operationsteam. Voller Vertrauen blickte ich dem Ausgang dieses Eingriffes entgegen. Schließlich hatte ich schon manche kritische Phase in meinem Leben überstanden! Zwar ging es mir in den ersten Tagen nach der Operation sehr schlecht, ärztliche Hilfe war auch nicht immer sofort da, weil ich auch nach dem recht komplizierten Eingriff die Zeit in einer geschlossenen Zelle verbringen mußte.. Ein sich mit in der Zelle befindlicher Häftling und die Ärzte bemühten

sich aufopfernd um mich und so gelang es mir die anfängliche Krisensituation zu überwinden. Nach etwa vierzehn Tagen konnte ich wieder auf den Krankensaal zurückverlegt werden. Große Freude löste es bei meinen Haftkameraden aus, als ich, wenn auch noch ziemlich angeschlagen, wieder unter ihnen sein konnte. Bald verspürte ich auch wieder körperliche Kräftigung. Ich nahm an Gewicht zu und mit mehr Vertrauen blickte ich wieder in die Zukunft weil sich auch der Tuberkulosebefund leicht gebessert hatte.

Als sich im Juni 1953 die Arbeiter in verschiedenen Städten der DDR gegen das Regime erhoben, waren unsere Bewacher sehr verunsichert. Plötzlich zeigten sich viele von ihnen eine Spur humaner als bisher! Sicher war ihnen der Ausgang des Aufstandes noch ungewiss und sie fürchteten um ihre Zukunft! Leider schlug der Aufstand fehl und die Folge davon war, dass sich die Strafanstalten der DDR nun mit den Teilnehmern der Protastaktionen füllten. So zerschlug sich für uns eine große Hoffnung! Zwar bekamen wir manche Hafterleichterungen, aber was bedeutete uns das schon in unserem kümmerlichen Dasein. Zum Glück verbanden uns untereinander ein fester Zusammenhalt und eine gewachsenen Kameradschaft. Das half unser Los etwas leichter zu ertragen. In letzter Zeit fanden täglich für uns Kranke Rundgang auf dem Hof statt. Gleich daneben befand sich der Trockenplatz der Wäscherei. Dort waren verurteilte Frauen beschäftigt. Kontakt mit ihnen war aber kaum möglich. Trotz der gleichen Gefangenenkleidung wie wir sie trugen waren die jungen Frauen für uns ein erbaulicher Anblick.

Mit dem Tod des sowjetischen Diktators Stalin hatten wir uns insgeheim doch eine Amnestie von dessen Nachfolger erhofft. Doch nichts ereignete sich, außer, dass nur ganz wenige unserer Kameraden entlassen wurden. Warum und weshalb blieb für uns undurchsichtig. Mit dem Ende des Jahres 1953 hatte ich bereits 5 $\frac{3}{4}$ Jahre meiner Strafhaft abgesehen. Wie viele Jahre würden sich noch anschließen?? Einige meiner Mithäftlinge waren schon sechs und sieben Jahre in der Haft und mussten noch schwerere Zeiten erleben. Jeder von uns klammerte sich ständig an die zahlreich kursierenden Gerüchte r einer angeblich zu erwartenden Amnestie!

Bereits vor Weihnachte 1953 liefen Parolen durch unsere Reihen, es sei beobachtet worden, dass LKW' s der Polizei neue Zivilbekleidung in die Anstalt gebracht hätten. Was hatte das zu bedeuten und was lag da nicht näher als mit großer Hoffnung in das Jahr 1954 zu gehen? Aus den Tageszeitungen, die wir bekamen, lasen wir, dass am 30. Januar 1954 erstmalig seit mehreren Jahren wieder eine Konferenz der vier Siegermächte in

Berlin stattfinden sollte. Angeblich, so kam es uns zu Ohren, hatten die Westmächte auf die Sowjetunion wohl Druck ausgeübt, dass vor dieser Konferenz die politischen Häftlinge freizulassen seien. Daraus schöpften wir Mut zum Durchhalten.

Wenige Tage im neuen Jahr waren erst vergangen, als sich etwas ereignete, das auf bevorstehende Entlassungen hindeutete. Der Politoffizier der Anstalt ließ sich verschiedene Häftlinge zum Gespräch vorführen. Und wie wir von den betreffenden Kameraden, trotz der ihnen auferlegten Schweigepflicht erfuhren, sollten sie für den Fall ihrer Freilassung als Spitzel und Zuträger angeworben werden. Schon kurz nach diesen Einzelgesprächen am 13. Januar 1954 abends nach dem Einschluss, öffnete sich die Tür zu unserem Krankensaal, entgegen sonstigen Gewohnheiten kamen noch einmal. Schließer und Offiziere herein. Was konnte da mal wieder los sein? Vielleicht eine „Filzung“? Doch die Offiziere hatten Listen in den Händen und forderten die von ihnen aufgerufenen Häftlinge zum Mitkommen auf. Das Wort Amnestie fiel! Doch zu unserer Enttäuschung waren es nur wenige Kameraden die von den Aufrufen betroffen waren. Man sagte uns, dass damit die Aktion beendet sei. Doch zu später Nachtzeit erschienen sie nochmals um einige von uns herauszurufen. Unter uns herrschte eine große Aufregung, denn ein System war aus der Aktion nicht zu erkennen. Wider Erwarten erstreckten sich die Aufrufe in den Zeitabständen bis zum 14. Januar weiter. Erst am 14.1. abends fiel endlich auch mein Name. Mit einem gewaltigen Sprung verließ ich mein Bett und verabschiedete mich von meinen enttäuschten langjährigen Leidensgefährten. Zunächst wurden wir in einen anderen Saal des Hauses untergebracht. Lange Diskussionen unter uns Häftlingen, die wir sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland beheimatet waren ließen uns nicht zum Schlafen kommen. Immer wieder waren wir zu klären bemüht, nach welchem Prinzip die Entlassungen erfolgten. Doch es war und blieb für uns unklar! Am nächsten Morgen, den 15. Januar 1954 wurden wir Kranken vom Zentralhaftkrankenhaus in die Strafanstalt verlegt. Auf der dortigen Effektenkammer mußten wir die Häftlingsklamotten abgeben und weil die bei der Verhaftung getragene Kleidung nur noch Lumpen waren erhielt ich dafür neu Unterwäsche, Anzug, Mantel, Schal und feste Schuh. So konnte ich dem Winter besser trotzen als in den vergangenen Jahren. Was für ein unbeschreibliches Gefühl Schon als halbe Zivilisten uns fühlend wurden wir noch zur Abrechnungsstelle geführt und bekamen dort ein sogenanntes „Entlassungsgeld“ von 50 Mark ausgehändigt. Danach hieß es Warten. Das nahm unsere Geduld ziemlich in Anspruch, denn niemand sagte uns etwas genaueres, wann wir endlich diese Mauern hinter uns lassen können. Auch Versuche über unsere Wachmannschaft etwas zu erfahren, scheiterten. So tappten wir vorerst noch im Dunklen, bis sich endlich ein

zugänglicher Polizist fand, der uns dann sagte, dass am morgigen Sonnabend, den 16.1. 1954 die Amnestie verkündet würde und wir bis dahin noch warten müssten. Und so geschah es dann auch. Am Sonnabendmorgen wurde der erste Trupp aus unserer provisorischen Unterkunft herausgerufen und in die Anstaltskirche geführt. Dort wurden ihnen dann, wie auch bei allen anderen später verlesen, dass nach einem Gnadenerlass des obersten Sowjets die vorzeitige Entlassung verfügt worden sei. Dazu noch ein paar ermahnende Worte, die Aushändigung der Entlassungsscheine und eines Reiseproviantes. Im Gefängnisareal standen Busse bereit, die die Entlassenen in zeitlichen Abständen auf die Bahnhöfe Waldheim, Leisnig und Döbeln brachten. Auch da steckte noch Methode drin! Ich war beim allerletzten Trupp, der entlassen wurde. Deshalb musste ich mich noch bis zum Sonntagfrüh gedulden. Das Warten bis dahin hat nochmals Nerven gekostet. Aber dann rollte der Bus zum Anstaltstor hinaus, in die Freiheit, zur Fahrt nach Leisnig, wo ich bereits eine halbe Stunde später als freier Mensch auf dem Marktplatz stand. Es war ein unheimliches und unbeschreibliches Glücksgefühl.

Es wird gegen zehn Uhr gewesen sein, als ich überraschend und unerwartet im Haus meiner Familie eintraf. Seit unserer gewaltsamen Trennung waren fast sechs Jahre vergangen. Die Söhne, damals waren sie knapp drei und sechs Jahre alt gewesen, erkannten mich bei meiner Ankunft zunächst sicher nicht. Einfach war es auch nicht sich nach so vielen Jahren in die Familie wieder einzuleben. Ein völlig neuer Tagesablauf. Noch immer stand ich unter den Eindrücken der Vergangenheit. Meine Gedanken weilten oft bei den vielen Kameraden, die zurückbleiben mussten, aber auch bei denen die den ersehnten Tag der Freiheit nicht mehr erleben durften.

Ein neues Leben stand vor mir. Wie sollte es weitergehen? Noch war meine Lungentuberkulose nicht endgültig ausgeheilt. Pneu füllen war weiterhin notwendig. Für mich und meine Familie sah ich auch hinsichtlich meines Gesundheitszustandes, in der DDR, nachdem was hinter mir lag, keine Zukunft. Um völlig frei zu sein entschied ich mich, trotz Bedenken meiner lieben Frau, bald für die Flucht nach Westberlin um dort oder in der Bundesrepublik eine neue Heimat zu finden. Am 13 April 1954 machte ich mich allein mit einer Aktentasche in der sich lediglich eine Garnitur Unterwäsche befand auf die Reise nach Berlin. Viele ehemalige Haftkameraden dachten so wie ich und im sogenannten Westberliner Notaufnahmelager Marienfelde traf ich viele von ihnen wieder. Jeder hatte von dem in der DDR herrschenden kommunistischen System die Nase gestrichen voll! Sicher war der eingeschlagenen Weg beschwerlich. Zunächst mußte ich

wegen der Tbc in das Krankenhaus Tegel-Süd. Deshalb dauerte mein Aufenthalt in Westberlin etwas länger Vorerst mußte ich noch das Notaufnahmeverfahren durchlaufen um nach der Bundesrepublik ausgeflogen zu werden. Dann Abflug nach Hanover und von dort mit der Bahn nach Ulm in ein Flüchtlingslager. Eine Gelbsucht machte nun dort wieder für 4 Wochen einen Krankenhausaufenthalt erforderlich. Danach Aufenthalt in verschiedenen Lägern und später, nach längeren Aufenthalt in einer Lungenheilstätte, war ich im Herbst mit meiner Traudel in Weinsberg vereint. Erst im Jahr 1955 kamen die Jungs zu uns und letztendlich führte unser Weg dann nach Ludwigsburg dass uns zur neuen Heimat wurde. Wir haben diesen Schritt in die unkalkulierbare Zukunft nie bereut. Es war für uns alle ein guter Entschluss. In der Haft zurück blieb allerdings mein Vater. Erst zweieinhalb Jahre später, im Juli 1956, hatte auch er das Glück die Zuchthausmauern der Strafanstalt Brandenburg hinter sich lassen zu können. Für ihn endete damit eine elfjährige Gefangenschaft. Unfassbar, dass wir beide alle Stationen des Schreckens und Leidens überstanden hatten. Nun sahen wir uns in der erträumten Freiheit wieder. Diese Zeit können und wollen wir nie vergessen und wir hoffen, dass künftigen Generationen solche Schicksale erspart bleiben.

Am 15 08 1995 bestätigte mir die Generalstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation in Moskau dass ich unbegründet aus politischen Motiven verhaftet wurde. In Übereinstimmung mit dem des Punktes „a“ Des Artikels 5 des Gesetzes der Russischen Föderation betreffen die Rehabilitierung der Opfer der politischen Repression vom 18 10 1991 ist Heinz-Günther Lorenz rehabilitiert worden mit der vollständigen Wiederherstellung seiner Rechte.

Ludwigsburg, 08 11 2012